

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

II. Stilzer und Stephan

[urn:nbn:de:bsz:31-339562](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-339562)

man darf den Tag nicht vor dem Abend loben, und der Vorsicht, welche sich in nachstehenden Reimen ausspricht, ist allerwegen geboten:

In de Himmel, sagt er,
 Willsch nein komme, sagt er,
 Musch e Landkart' mit der nemme, sagt er,
 Denn der Weg, sagt er, geht um d' Hell', sagt er,
 Un der Deifel, sagt er, isch e schlimmer G'sell.

Jahre lang dauerte das schöne Verhältnis. Während der Zeit waren die Kinder Leute und fast die Mädchen Bräut geworden, als der Teufel einen Anstoß in den Weg karzte.

II.

Stilzer und Stephan.

Hinter den Scheunen liegen die Grasgärten auf der ganzen Länge nach neben einander. Die Großväter trennten sie zu ihrer Zeit durch eine Weißdornhecke. Der Weißdorn that auch lange Jahre hindurch das Seinige, indem er sich verdichtend eine schöne grüne Scheidewand abgab. Als aber die Verhältnisse zwischen den Häusern immer inniger wurden, so daß Hühner, Gänse und Schafe ungehindert durch die Lücken schlüpfen, als die Kinder und selbst die Alten zur Obstzeit unbehindert herüber und hinüber gingen, da wollte dem alten Weißdornhaag dünken, er verschwende seine Kraft umsonst; eine Ranke nach der andern begab sich zur Ruhe, nur hie und da ragte noch ein Stämmchen empor und trauerte über die Neuerung, welche selbst einen pflichtgetreuen Grenzwächter, wie den Weißdorn, nutz- und zwecklos mache.

Es ist nach dem Heuet. In Stephan's Garten löst sich eine Fröhbirne vom Zweig und versteckt sich unter dem Gras. Das sieht Stilzer und überschreitet ohne weiteres Bedenken die Hecke. Da strauchelt er über einen Gegenstand, der sich unter Laub und Gras birgt; er bückt sich darnach und findet einen Gemarkstein, der etwa anderthalb Fuß von der Scheide in seines Nachbars Garten eingelassen ist. „Bis hierher gehört's unser,“ urtheilt er, den Streifen zwischen der Hecke und dem Grenzstein ins Auge fassend. „Wie hat nur der Stephan die lange Zeit hindurch das Stück Garten behalten können, ohne davon zu schnaufen?“ Nachdenklich kehrt er in seine Scheune zurück; nach den Fröhbirnen gelüftet ihn vor der Hand nicht mehr.

Bei Bauern ist ein Grenzstein, was der Rhein und die Vogesen für Deutschland und Frankreich. Ein Thatbestand, wie ihn Stilzer entdeckte, lockert leicht die Freundschaftsbände und läßt dieselben bei weiterm Verfolg wie modriges Stroh zerbröckeln. Als er durch seine Scheune zurück will, hört er Stephan im Futterstall. „Ich möcht's ihm,“ denkt er, „ganz warm sagen.“

„Da hab ich in deinem Garten etwas gesehen,“ hub er an, „was mir nicht gefallen kann; du hast einen Streifen von unserm Garten bei deinem Land. Ich schäh', wir machen die Scheide dahin, wo sie von Rechtswegen hin gehört.“

„Wie so?“ fragt verwundert Stephan.

„Komm und lug' selber!“ entgegnet Stilzer.

Der Stein wird bloß gelegt und zeigt auf beiden Seiten die Zeichen, welche ihn zum richtigen Grenzstein machen.

„Für mich gilt das nicht,“ sagt Stephan gereizt. „Mein Großvater hat die Hecke gepflanzt, das ist allewege schon fünfzig Jahre her und Jeder weiß, daß nach dreißigjährigem Besitz das Land Eigentum wird. Kein Teufel kann mir's streitig machen!“

„So ist's gemeint?“ sagt Stilzer gereizt. „Du weißt von dem Stein und behältst, was mein ist? — Der Teufel wird sich wohl um unsern Handel nicht bekümmern, aber es wird noch Leute geben, die dir meinen Grund und Boden aus den Zähnen reißen.“

In der Küche findet Stilzer seine Frau beim Geschirrspülen mit der Nachbarin in traulicher Unterhaltung.

„Mach' das Fenster zu,“ brummt er, und als seine Ehehälfte zögert, wirft er selbst den Flügel in den Rahmen und schiebt den Riegel vor.

„Bist ein Narr, Jockel?“ fragt die Frau, „was kommt dir ein? Was müssen wir die da drüben von uns halten?“ Sie schaut hinüber und siehe, drüben vollzieht sich das Gleiche wie hüben; Stephan schlägt das Küchenfenster zu und seine Marie steht verblüfft daneben.

Hinter den trüb angelaufenen Küchenscheiben erzählt jeder der Bauern seiner Frau die Geschichte, freilich auf seine Weise, und beide schließen mit dem Machtwort: „Daß du mit denen da drüben nichts mehr zu thun hast!“

Die Küchenfenster bleiben von da weg geschlossen. Spinnen ziehen ihre Fäden in die Rahmen, Staub und Ruß setzt sich darein, und in dem Schlupf zwischen den Häusern herrscht unheimliche Stille.

Wenn Stilzer behauptete, daß der Teufel sich um den Handel nicht kümmern würde, so konnte das bloß Spaß sein. Karrt doch der Teufel den Beißwerder von Weißenburg auf dem Wiesenpfad herbei, wo eben Stilzer seine Matte wässert. „Wenn dieser Winkeladvokat bei einem Bauern steht, da ist der Böse nicht gar fern!“ Das weiß Stilzer so gut wie jeder andere Bauer im Weißenburger Kanton und dennoch drängt's ihn, den Graben an der Stelle zu säubern, wo dieser sich mit dem Pfad kreuzt. Diese Absicht wittert der Beißwerder von Weitem und macht deshalb seine Schritte etwas kürzer.

„Nur nichts merken lassen,“ denkt der. „Bei den Bauern hilft's pressieren nicht und wenn's im Heustall brennt.“

Stilzer schaufelt derweilen im Schlamm, als hinge von der Säuberung dieser Stelle sein ganzer Dhmtertrag ab; schließlich berühren sich Magnet und Eisen, Bauer und Advokat, die der Prozeßmagnetismus gegenseitig anzieht.

„So ist's recht, Stilzer,“ leitet Beißwerder das Gespräch ein, „wenn man die Matte geschoren hat, so muß man sie wässern. Ein schön Stück Land das, Euer Vater selig verdankt mir's, daß er wohlfeil dazu gekommen; es war damals, als der Schlosserhans auswanderte.“

„Ich weiß wohl,“ fiel Stilzer in die Rede, „war dazu malen etwa vierzehnjährig, ich hör' noch, wie mein Alter zu der Mutter sagt: Das verdank ich dem Beißwerder.“ (Was aber die Mutter darauf geantwortet, verschwieg wohlweislich der Bauer.) Genug, der Advokat hörte schmunzelnd zu, und indem er sich innerlich erwärmte, dachte er: „Flüssig werden

lassen, dann läuft's schon von selbst." Nicht übel gerechnet. Was in dem Stilzer kochte, das lief denn auch über; wohl nicht schwallweise, wie das bei einem Städter der Fall ist, aber stet und umständlich nach ächter Bauernart. Dem Weißenburger Leuteschinder wurde es bei diesem Bericht so wohl wie einem laufigen Hinkel in der Sonne, aber vorerst begnügte er sich damit, ein bedenkliches Gesicht aufzusetzen.

"Das ist ja ein verzweifelter Fall!" begnügte er sich zu äußern, indem er seine Horndose hervorholte, sie aufklappte und zur Prieße einlud. Darüber erschrak fast der Bauer, kannte er doch die Sage und Redensart: „Wer mit dem Reißwerder schnupft, den hat der Teufel beim Kragen! Bögernd wohl, aber immerhin doch nahm er eine Prieße, that auch dergleichen als schnupfe er, ließ aber den Tabak in's Gras fallen, indem er die Finger an den Zwillighosen wischte; somit glaubte er seinem Verhängnis zu entgehen.

"Sehen müßt' ich's schon selber," nahm Reißwerder die Rede wieder auf, indem er die Dose einsteckte und den abgefallenen Tabak vom unsaubern Hemd stäubte; „so etwas kann man vom Hörensagen allein nicht beurtheilen.“

Das war dem Stilzer nicht recht, denn mit dem, welchen er soeben zu seinem Vertrauten gemacht, durch's Dorf gehen, dazu konnte er sich kaum entschließen.

"Im Augenblick, Herr Reißwerder, kann ich nicht heim," erwiderte er, eifrig die Arbeit wieder aufnehmend; „das Wasser muß ich stellen, sonst kommt mir der Nachbar zuvor, aber heut' Nachmittag findet Ihr mich beim Strohseilmachen.“

Der Advokat hatte gewiß in seinem Leben schon manche Veranlassung, um dickhäutig zu werden, und er ist's auch in einem Grade geworden, daß eine Demütigung wie diese ihn kaum mehr berührte; er nahm deshalb die Einladung zum Stellbischein in der Scheune als selbstverständlich an und trollte ab. „Werd' auch noch in die Stube kommen und auf der Tischdecke mit den Beinen strampeln,“ dachte er zu seinem Troste.

Kaum war der Unglücksvogel weg, so krahte sich Stilzer hinter den Ohren: „Bist ein Esel, mit dem da anzubinden; aber was will ich machen? Allein kann ich den Prozeß nicht anfangen und durchführen, ein vornehmer Advokat wär' zu teuer für uns, der da thut's um ein Geringes.“ Mit diesem Trost vorläufig beruhigt, kam Stilzer heim, wagte aber seiner Marie von der Begegnung mit Beißwerder nicht zu berichten; vielmehr trachtete er darnach, seine Gehälft für den halben Tag vom Hause zu entfernen, was ihm auch gelang, indem er sie zum Kartoffelhäufeln beorderte. Eins verhinderte er in dessen nicht, daß nämlich seine Frau den unheimlichen Besucher nicht fern von ihrem Hause antraf, von wo aus sie ihn in den Hof eintreten sah.

„Herr Gott im Himmel!“ sagte sie vor sich hin, „sind wir schon an dem?“

Nachdenklich zog Frau Stilzer die Früchte, lockerte Erde an die Kartoffelstauden heran und entfernte vorsichtig das Unkraut. Sie fühlte es kaum, wenn die Stacheln der Disteln und Brennnesseln ihre Hand berührten, brannte doch eine schmerzlichere Sorge in ihrem Innern. Bierzehn Tage sind

kaum über dem Streit hingegangen, aber wie finster und leer ist's seitdem im Hause, wo ihr Mann das Küchenfenster geschlossen und mit einem Nagel befestigt, „und das alles nur wegen einem Riemen Land, der Stephans nicht nutzt und uns nicht schadet.“ — „Aber ich kann's auch von Stephans nicht begreifen, daß Keines von ihnen ein Wort gesagt, die langen Jahre hindurch; es ist doch so gut wie gestohlen. Aber daß jetzt der Menschenfresser bei uns ein- und ausgeht, das ist das Ärgste.“

Sie hörte Schritte hinter sich und als sie umlugte, stand die Madlen, Stephans Frau, mit dem Grastuch auf dem Arm vor ihr. Freundlich sah Marie nicht gerade aus bei den Gedanken, die sie hegte, auf die übliche Frage: „Flect's Nachbarin?“ brachte sie kaum die Antwort: „E' so!“ heraus, halb Leid, halb Born drückte sie über die Brust und im Hals wo diese zwei in einem Menschengemüt gähren, da müßte eine Frau daran erwürgen, wenn nichts davon an den Tag käme. Madlen stößt den Spunden auf, indem sie, näher tretend, sagte: „Marie, es kann und kann nicht sein, daß wir so auseinander kommen, laß du unsere Alten sich in die Haare fahren, zwischen uns soll's bleiben wie es immer war.“

„Du hast gut reden,“ erwiderte die Stitzerin barsch; „Ihr seid im Vorteil und bei uns geht der Beißwerder ein und aus.“

„Ein großer Vorteil!“ entgegnete Madlen, „der Riemen Grasboden, meinetwegen könnt ihr den und noch einmal so viel dazu haben, wenn's nur wieder käme wie es war. Du glaubst nicht, wie mich das Heimweh nach dir und den Kindern quält;

dazu geht der Stephan herum, wie ein bissiger Hund. Nichts macht man ihm mehr recht, er brüllt die Kinder an, und traktiert das Vieh, daß man sich schämt.“

„Meinst meiner sei anders?“ erwiderte Marie, „der ist affkurat so, und dazu hocht er dato mit dem Reißwerder in der Scheune. Muß ich erleben, daß der bei uns ein- und ausgeht!“
Bornige Thränen liefen ihr über die Backen.

„Was sagst du, der Kerl steht deinem Mann, gegen uns, bei? da können wir den Bündel schnüren. Das könnt ihr vor Gott nicht verantworten.“

„So meinst, Madlen?“ sagte Marie, „wer hat denn alles angezettelt, wenn nicht Ihr? Ihr habt's gewußt, daß ein Grenzstein da ist und Ihr habt kein Wort davon gesagt. Ich weiß nicht, wie ich's heißen soll, wenn das nicht gestohlen ist!“

„Halt, Marie, versündige dich nicht,“ bat Madlen, indem sie mit der Grastuchede über die Augen wischte. „Ja, ich hab's gewußt, daß der verfluchte Stein im Grasgarten ist, denn ich habe mehr als einmal die Sichel daran stumpf gehauen und immer bin ich dahinter gewesen, der Stein müßte weg, aber der Peter hat nie gewollt. Wenn er hätte betrügen wollen, so hätt' er das Zeichen unbeschrieben wegthun können, aber er hat gemeint, was hüben am Zaun ist unser, was drüben euer.“

„So könnt' jeder teilen,“ sagte Marie, bei der wieder der Born über das Leid siegte.

„Marie, Marie,“ warnte die Stephanie, „red' dich nicht in den Aergger, ich mein' an uns Frauen wär's zum Besten zu reden, wenn die Männer prozessen wollen.“

„Meiner hört nicht auf mich, der hat seinen Rathgeber, hintennach ist gut reden, hättest du zu deinem Alten gesagt: der Riemen gehört zum Nachbargarten, so wäre alles nicht so gekommen, wie es jetzt ist.“

„Weiß Gott, Marie, ich hab nicht gewußt, was der Stein bedeutet; wenn du das nicht glauben willst, so steck' einen Stecken dazu. Mit dir ist nicht zu reden, so wenig wie mit deinem Mann.“ Sagt's und geht mit ihrem Grastuch weiter. Marie sieht der Freundin nach. Das Leid mehrt sich in ihrem Herzen gegen den Born, doch dieser wird auch jetzt wieder Meister. Mißmutig haßt sie in die Kartoffelstauden ein, gerne hätte sie die Welt mit allen Grenzzeichen unter ihrer Haut gehabt, kein Wunder, wenn mancher Kartoffelstengel unter ihren Streichen fällt.

So reißen denn alle Stränge? — Ein dünnes Schnürchen soll übrig bleiben.

Stephans Ebel wühlt im Gras unter dem Frühbirnbaum. Dem armen Mädchen ist's wie einem verschreckten Hinkel zu Mut. Die Eltern schreien sie an, der Martin kommt nicht, und ihr ist strengstens verboten, zu Stitzers zu gehen; so sammelt sie zu kleinem Trost Fallobst in die Schürze, aber sie schmecken nicht wie sonst, wo Martin mit dabei war. Wie gewünscht erscheint dieser in dem Nachbargarten. „Martin!“ ruft Ebel, das Leid vergessend, „lug' da, was ich hab!“ Sie hält die offene Schürze über den Zaun, Martin langt zu, steckt sich die Taschen voll und fängt an, mit vollen Backen zu kauen. Die jungen Leute vergessen für den Augenblick das Leid, welches über ihnen hängt. Euchen fällt's zuerst wieder aufs Herz. „Ich

kann dir gar nicht sagen, wie's bei uns so betrübt ist," klagte sie, „wo man hinlugt, sieht man böse Gesichter, dem Peter hab ich schon gesagt, er solle doch nicht auch noch anfangen, aber der hat mich schön angechnaukt, wenn ich keine dumme Gans wär', würde ich zu unsern Eltern halten und nichts mit Leuten zu thun haben, die sagen, unser Vater ist ein Dieb. Gelt, Martin, das sagt ihr doch nicht im Ernst?“

„Ich für mein Teil glaub's nicht, aber bei uns siehts nicht besser drein, als bei euch. Nichts hört man den ganzen Tag, als von Prozeß und Unkosten. Es schmeckt einem nicht mehr am Tisch.“ Um auszugleichen, nahm er eine andere Birne in Angriff.

„Weißt was?“ sagte Evel, „wir, du und ich, halten zusammen.“

„Ich mein's auch,“ stimmte Martin bei, „aber es darf's kein Mensch wissen.“ So blieb denn noch eine Faser von dem schönen Bündnis übrig.

III.

Stilzer gegen Stephan.

Daß noch andere Seile und Stricke, beim Strohseil drehen, in Stilzers Scheune vorbereitet wurden, ist Vermutung, bekannt ist nur eines: als der Bauer mit seinem Advokaten zur Stelle kam, wo der verhängnisvolle Stein den Boden überragte, stand plötzlich Stephan, mit dem Dreschflegel, auf der anderen Seite. „Bleibt über der Hecke drüben,“ erklärte er, „oder es gibt, weiß Gott, ein Unglück!“